

Fussball als kriminelle Vereinigung

Sind Fussballclubs kostspielige Hobbies reicher Männer? Dienen sie bloss dem Eintritt in die ehrenwerte Gesellschaft? Oder sind sie mit Wirtschaftskriminalität verknüpft, mit Korruption und Geldwäscherei?

Stefan Howald

Diesen Sommer hat der FC Chelsea gespart. Nur noch 70 Millionen Pfund gab der Londoner Club für sechs neue Spieler aus. Letztes Jahr waren es 120 Millionen Pfund für zwölf Neuerwerbungen gewesen. Zusammen mit dem Einstandspreis hat der russische Milliardär Roman Abramowitsch seit der Übernahme im Frühling 2003 über eine halbe Milliarde Franken in den FC Chelsea investiert.

Er kann es sich leisten. Abramowitsch gilt mittlerweile als reichster Russe, mit einem Privatvermögen von 12,5 Milliarden US-Dollar. Wie der gegenwärtig inhaftierte Yukos-Chef Michael Chodorkowski hat er sein Vermögen durch die Privatisierungen während der Ära Boris Jelzin gemacht. Anders als Chodorkowski setzte sich Abramowitsch rechtzeitig aus Russland ab, bevor der jetzige russische Präsident Wladimir Putin den Machtkampf gegen die so genannten Oligarchen eröffnete.

Das Geld, das Abramowitsch in den FC Chelsea steckt, wird er wohl kaum je wiedersehen. In London gibt sein grosszügiges Mäzenatentum bislang zu keinerlei Beschwerden Anlass. Umso anrüchtiger ist die Herkunft des Geldes. Am Anfang stand ein Güterzug mit 55 Wagen Dieseltreibstoff, der nie am geplanten Zielbahnhof ankam, sondern nach Litauen umgeleitet wurde. Dann führte ein anderer russischer Finanzmagnet, Oleg Beresowski, den viel versprechenden Aufsteiger im Kreml ein, wo Abramowitsch das Vertrauen von Jelzin und dessen Tochter gewann. 1997 konnte er sich mit Bereschowski die Aktienmehrheit des Ölkonzerns Sibneft erobern. Mit Darlehen für Aktien von Scheinfirmen sicherte er sich auch 50 Prozent des Aluminiumgiganten RusAl,

dazu kontrollierte er eine Autofirma und besass Anteile an Aeroflot. Vor vier Jahren liess sich Abramowitsch zum Abgeordneten der Halbinsel Tschukotka in Sibirien wählen, ein Jahr später zum Gouverneur. Seinen Wählern spendierte er etliche Grossbauten, im Austausch für Steuererleichterungen und Zugriff auf weitere Bodenschätze. Mittlerweile scheint die Zeit gekommen, wo der erst 37-Jährige sein Geld ausgeben statt noch mehr verdienen will. Im Juni dieses Jahres hat er die Hälfte der RusAl-Aktien für ein paar Milliarden abgestossen. Auch aus dem geplatzten Coup, Sibneft und Yukos zu vereinigen, hat er Bargeld gemacht. Neben dem FC Chelsea investiert er in ein paar Luxusjachten und Flugzeuge. Die Fans an der Stamford Bridge jubeln ihm zu, und über den scherzhaft umgetauften FC Chelski gelingt Abramowitsch die gesellschaftliche Weisswäscherei, wird er zum Pfeiler der englischen Geldgesellschaft.

400 Steuerfahnder suchen 750 Millionen

Seit langem sind Fussballclubs mit Bauunternehmern verbunden. Die Plätze und Stadien von Traditionsvereinen, einst an guter Lage erworben, bieten immer wieder Gelegenheit für lukrative Deals. Das gilt in Spanien und Italien ebenso wie in der Schweiz. Doch zunehmend sind Fussballclubs zum Spielzeug und Finanzvehikel auch für andere Unternehmer geworden. Am 6. Februar 2004 suchten 400 Beamte der italienischen Steuerpolizei die Büros von 51 italienischen Proficlubs sowie des nationalen Fussballverbands heim. Ermittelt wird wegen massiver Steuerhinterziehungen. Vor allem die beiden Römer Clubs AS Rom und Lazio Rom sowie der FC Parma sind schwer belastet. Zwei dieser drei Clubs sind eng mit konkursiten Unternehmen verbunden. Der FC Parma steht vor dem Ende, nachdem der Nahrungsmittelkonzern Parmalat im Dezember 2003 unter einer Schuldenlast von 14 Milliarden Franken einstürzte; Firmengründer Calisto Tanzi hat wohl auch den Fussballclub für betrügerische Abschreibungen benützt. Ebenso wird gegen Sergio Cragnotti, den Chef des zusammengebrochenen Konservenkonzerns Cirio und zugleich Präsident von Lazio, ermittelt. Auch Franco Sensi von der AS Rom wird in Betrügereien impliziert und hat sein Heil, erfolglos, bei russischen Geldgebern gesucht.

Eigentlich wäre der italienische Fussball schon längst Konkurs. Doch das kann Ministerpräsident Silvio Berlusconi, der für seinen politischen Aufstieg wesentlich den

AC Mailand benützte, nicht zulassen. Schon im Februar 2003 liess er deshalb ein Gesetz verabschieden, das den Clubs erlaubte, die Abschreibung ihres Spielerkaders über zehn Jahre zu verteilen. «Staatlich geförderte Bilanzfälschung», nannte der italienische EU-Kommissar Mario Monti das Gesetz. Dann liess Berlusconi die Gerichtsbeschlüsse annullieren, die dem SSC Neapel und der AS Rom die Lizenz verweigerten, weil sie gefälschte Bankbürgschaften präsentiert hatten. Trotz solcher Eingriffe war die Lage für den italienischen Fussball Anfang dieses Jahres weiterhin verzweifelt. Insgesamt 3 Milliarden Franken Schulden standen bei den Clubs der obersten Ligen zu Buche, darunter 750 Millionen Steuerschulden. Berlusconi entwarf ein Gesetz, das die letzteren kurzerhand gestundet hätte. Das stiess selbst in der eigenen Regierungskoalition auf Widerstand.

Ein Verlustgeschäft

Eine Studie der Revisionsfirma Deloitte&Touche zeigt, dass der Gesamtumsatz im europäischen Fussballgeschäft in der Saison 2002/03 rund 15 Milliarden Franken betrug. Davon erbrachten die fünf grössten Ligen – England, Italien, Deutschland, Spanien und Frankreich – über die Hälfte, nämlich 8,5 Milliarden Franken. Marktwirtschaftlich gesehen ist die Ware, die in diesem Wirtschaftszweig verkauft wird, das einzelne Fussballspiel. Erlöse werden durch Eintrittspreise und TV-Übertragungsrechte sowie durch Merchandising erzielt. Aber trotz des Milliardenumsatzes lässt sich kein Gewinn machen. Die in den 1980er Jahren begonnene Börsenkotierung von Fussballclubs hat sich in den meisten Fällen als Flop erwiesen. Nur einzelne europäische Clubs weisen genuin schwarze Zahlen auf, etwa Manchester United oder Bayern München. Alle andern sind auf Zuschüsse von Mäzenen angewiesen. Fussballclubs scheinen für Investoren notorische Geldvernichtungsmaschinen zu sein. Bei Inter Mailand beispielsweise hat der Ölhändler Massimo Moratti in zehn Jahren 1,15 Milliarden Franken investiert, ohne nennenswerten finanziellen oder sportlichen Ertrag. In der Schweiz stürzte der FC Lausanne jäh ab, der im Jahre 2001 noch im europäischen Wettbewerb mitgespielt hatte, dann im Juni 2002 wegen 4 Millionen Schulden in die Nationalliga B zwangsrelegiert wurde und im Mai 2003 den Konkurs anmeldete. Der FC Basel hat die helfende Hand von Roche-Erbin Gigi Oeri nötig. Die Grasshoppers brauchen nach dem Rückzug potenter

Gönner wie Rainer E. Gut dringend neue Einnahmequellen, und beim FC Zürich steckt Bauunternehmer Sven Hotz jährlich Millionenbeträge in den Club – mit mässigem Erfolg.

Kleine Typologie der Geldvernichtung

Drei Typen bedienen sich dieser Geldvernichtungsmaschine. Da ist erstens der passionierte Fan, der sein legal erworbenes Vermögen in den Club steckt, mit dem gelegentlichen Vorteil einer Steuerabschreibung. Da ist zweitens der Gönner, der soziale Anerkennung, öffentliches Ansehen und vorteilhafte persönliche Beziehungen zu erlangen sucht und in der Not auch auf Gelder krimineller Herkunft oder betrügerische Finanzmanipulationen zurückgreift. Und da ist drittens der Finanzjongleur, der den wirtschaftlichen Dschungel des Fussballs als Deckung anderer finanzieller Transaktionen zur persönlichen Bereicherung benützt.

Die Typen gehen ineinander über. Calisto Tanzi machte Parmalat von einem Familienbetrieb zum potemkinschen Weltunternehmen und zog auch den lokalen Fussballclub mit in den Strudel. In Frankreich baute einst Bernard Tapie, Unternehmer und Politiker, Olympique Marseille zur fussballerischen Grossmacht auf. Doch 1998 wurde er wegen Bestechung von Mitkonkurrenten verurteilt, zugleich ging sein Firmenimperium Bankrott. 2001 kehrte er zum Marseiller Club zurück, nur um diesen zwei Jahre später erneut mit exorbitanten Schulden zu verlassen.

1997 stieg der ägyptische Finanzier Mohammed Fayed beim damals in einer unteren Liga vor sich hin dümpelnden Südlondoner Club ein. Fayed gehören unter anderem das Nobelkaufhaus Harrods und das Hotel Ritz in Paris. Er ist eine umstrittene Figur. Ein erstes Vermögen machte er in den 1960er Jahren unter Diktator Duvalier auf Haiti und erwarb damit prestigeträchtige Immobilien in London. 1984 wurde er zum Vertrauten des Sultans von Brunei. Kurz darauf erwarb er Harrods. Bis heute ist der Verdacht nicht ausgeräumt, er habe dafür Gelder des Sultans zweckentfremdet. Ein Bericht des britischen Handelsministeriums sprach 1990 von «notorischen Lügen» Fayed beim Erwerb der Aktienmehrheit. Nachdem sein Sohn Dodi Fayed 1997 mit Princess Di zusammen tödlich verunglückte, zerstritt sich Fayed mit dem britischen Establishment, da er hinter dem Unfalltod die Hand des Königshauses und des Geheimdienstes vermutete. Der FC Fulham

hingegen soll das Mittel zur gesellschaftlichen Anerkennung bleiben. Seit 1997 hat Fayed 107 Millionen Pfund in den Verein gesteckt. Die Finanzstruktur seiner Unternehmen ist höchst komplex, mit Trusts und Holdings, die in einem Steuerparadies in der Karibik angesiedelt sind. Der FC Fulham dient als Sicherheit, um Darlehen für andere Aktivitäten zu bekommen, und er dient als Abschreibungsmöglichkeit.

Andreas Hafen, Präsident des Provinzclubs FC Wil, veruntreute bei der UBS 48 Millionen Franken, von denen er 10 Millionen in den Club steckte und damit den Aufstieg in die höchste Schweizer Spielklasse finanzierte. Als er im November 2002 verhaftet wurde, zog man in Wil keine Lehren, sondern wählte erneut einen umstrittenen Bankier zum neuen Präsidenten. Der wiederum bat ukrainische Investoren in die Schweiz. Doch der Traum vom schweizerischen Chelski geriet zur Seldwyler Posse. Die ukrainische Investorengruppe übernahm die Macht und schoss erstes Geld ein. Nach vielen Versprechungen, Missverständnissen und einem Trainerkarussell, das sich noch schneller als üblich drehte, blieb weiteres Geld aus. Die verbliebenen Schweizer Investoren übernahmen wieder die Macht, während sich die Ukrainer zurückzogen. Der FC Wil aber ist nach einem sensationellen Cupsieg abgestiegen und kämpft ums Überleben. Die Kriminologin Nadja Capus meint in der NZZ dazu, bei «finanzkräftigen Investoren aus Schwellenländern mit einem hohen Korruptionsindex» sei zu bedenken, dass der Besitz eines Fussballclubs nützlich sein könne, um ein «langfristiges Schattensystem» für kriminelle Machenschaften aufzubauen. Die Warnung ist berechtigt, nur muss man dazu nicht unbedingt in ferne Schwellenländer schweifen.

Schattenwirtschaft

Denn da haben wir ja den Fall des FC Lugano. Der kaufte sich Mitte der 1990er Jahre teure Spieler zusammen und begann, an der Spitze der Schweizer Meisterschaft mitzumischen. Als starker Mann profilierte sich der Treuhänder und Immobilienhändler Helios Jeremi, dem der italienische Finanzier Pietro Belardelli zuweilen im Hintergrund, zuweilen im Vordergrund beistand. Die finanziellen Verflechtungen blieben jederzeit undurchsichtig. 1999 zog sich Belardelli zurück, nachdem sich die öffentlich bekannt gewordenen Schulden verdreifacht hatten. Im Herbst 2000 gerieten Jeremi und der Club in ernsthafte finanzielle Schwierigkeiten. Zugleich gab es spielerische Erfolge: 2001

wurde der FC Lugano Schweizer Vizemeister und spielte im europäischen Wettbewerb mit. Doch im März 2002 wurde Helios Jelmini tot aus seinem Auto im Luganersee geborgen. Ermittlungen förderten zu Tage, dass er im Lauf der Jahre 61 Millionen Franken Kundengelder unterschlagen hatte, von denen 45 Millionen in den Fussballverein geflossen waren. Im Frühling 2003 wurde der FC Lugano mit 73 Millionen Franken Schulden liquidiert. Offizielle Untersuchungen haben Verantwortliche der verwickelten Banken reingewaschen und Jelmini zum Alleintäter gestempelt. Dabei hatte der Tessiner Journalist Paolo Fusi schon früh die Mechanismen und die vielfältigen Verbindungen im Finanzwirrwarr des Clubs aufgedeckt, etwa die Beziehungen zu Belardelli.

Tatsächlich wurde Pietro Belardelli im Juni 2003 in Rom verhaftet, unter dem Verdacht, für die kalabresische Mafia Geld gewaschen zu haben. Nach seinem Ausstieg bei Lugano hatte er im Jahre 2000 Interesse bekundet, bei den angeschlagenen FC Luzern und FCAarau einzusteigen. So schlug er in Aarau vor, mit eigenem Geld einen neuen FC Aarau AG zu gründen. Eine Holding aus Brasilien sollte die Spielerverträge übernehmen und zugleich um den Fussballclub einen Unterhaltungs- und Medienkonzern aufzubauen. Da Belardelli sich weigerte, Geld locker zu machen, bevor er nicht Delegierter des Verwaltungsrats wurde, zog sich der FC Aarau zurück und kam mit einem blauen Auge davon.

Eine neue Ware

Seit 1995 sind die Spielerlöhne explodiert. Fussballstars sind in die Kategorie von Börsenmakler vorgerückt. So machen in der italienischen Serie A die Gehälter gegenwärtig 76 Prozent der Ausgaben aus. Wobei das schon eine Reduktion gegenüber dem Vorjahr darstellt, als sie 90 Prozent des Umsatzes auffrassen. Das kann volkswirtschaftlich nicht rentieren. Deshalb hat sich im Markt neben der Ware Fussballspiel eine zweite Ware entwickelt: Der Spieler. Da es sich bei dessen Wert um eine weit gehend arbiträre Einschätzung handelt, kann er zum Ansatzpunkt für korrupte und kriminelle Praktiken werden. Die Rechte an den einzelnen Spielern werden an Finanzgesellschaften abgetreten und durch Spielevermittler verhökert.

Der FC Servette Genf war in den letzten Jahren persönlich und geschäftlich eng mit Olympique Marseille verbandelt. Im Juli 2001 kaufte Servette den argentinischen Spieler Eduardo Tuzzio für 10 Millionen Franken – das entsprach dem ganzen Jahresbudget des Clubs. Drei Tage später wurde der Spieler für 11 Millionen an Marseille weiterverkauft. Mittlerweile ermitteln FIFA und französische Justiz gegen Olympique Marseille in verschiedenen Fällen. Servette aber hat sich, nach einer finanziellen Krise und dem Austausch der Führungsequipe, in die Arme des französischen Spielevermittlers Marc Roger geworfen, der viel versprochen, neue Spieler eingekauft, den Trainer ausgewechselt hat. Nur seine finanziellen Hintergründe bleiben undeutlich. Ein Ende mit Schrecken ist abzusehen.

Besonders betroffen von diesem Menschenhandel sind lateinamerikanische und afrikanische Spieler, bei denen gelegentlich Geburtsdaten und Pässe gefälscht werden – selbst FIFA-Präsident Joseph Blatter hat sich letztes Jahr, reichlich heuchlerisch, gegen die «gierigen Neokolonialisten des Fußballs» gewandt.

Durch fiktive Kaufangebote werden die Preise in die Höhe getrieben, durch fiktive Verschiebungen zwischen Clubs werden Bilanzen frisiert und Steuererleichterungen erreicht werden. Aufgrund der Rechte an Spielern können Kredite aufgenommen werden, die in anderweitigen Geschäften angelegt werden. Fiktive Werte können Legenden sauberer Herkunft schaffen, um Schwarzgeld zu legitimieren.

In Italien ist dieses System wohl am weitesten entwickelt. So tauschten Lazio Rom und AS Rom ständig Spieler aus, um ihren Bilanzen auf die Sprünge zu helfen. In Italien sind die Banken zu wichtigen Mitspielern im Casino-Fußball geworden. Capitalia-Chef Cesare Geronzi, in den Cirio-Konkurs und den Parmalat-Skandal verwickelt, gilt als die graue Eminenz des Fußballs. Seine Bank hat schon etliche Clubs finanziert und bemüht sich um die Rettung des AS Rom. Die Journalistin Birgit Schönau hat in der «Zeit» die personellen Verknüpfungen zusammengefasst: Geronzis Tochter Chiara, Nachrichtenjournalistin bei Berlusconi's Mediaset, hat eine Spielervermittleragentur gegründet. Ihre Partner sind die Kinder von Parmalat-Chef Tanzi und Lazio-Chef Cragnotti. Aus dieser Gesellschaft ist der Fußball nicht mehr wegzudenken.

15'700 Anschläge